



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Judentum und Christentum im Römischen Reiche.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

von zwei Doppelgeschwadern das Dreifache an Besatzungsmaterial vorhanden ist. Mögen immerhin die großen Entscheidungen in der Nordsee oder im Atlantischen Meere fallen, in Ostasien, dem großen Rendezvousplatz aller Flotten der Welt, müssen wir stark sein.

Unsre Flottenbauten sollen niemals politisch offensiven Zielen dienen, aber sie müssen so bemessen sein, daß wir jeder fremden, offensiv gegen Deutschland gerichteten Politik defensiv gewachsen sind und unsrer Schifffahrt die Meere frei halten können. Selbstverständlich werden wir nie die Kreuzerzahl Englands, auch nicht die Frankreichs erreichen können. Aber es wird nicht einmal diesen Marinen möglich sein, jeden Teil der Weltmeere durch Kreuzer zu decken oder jedem Handelsschiff, das sich hinauswagt, ein Geleitschiff mitzugeben. Bei einem ausbrechenden Kriege mit einer Seemacht wird immer ein Teil unsrer Handelsflotte stark gefährdet sein; einen wirklichen Stützpunkt können wir ihr zunächst nur in Ostasien schaffen, und dieser ist im besten Werden. Aber die schließliche Entscheidung für das Meer liegt immer in der Seeschlacht, für sie möglichst stark zu sein, bleibt die Hauptaufgabe der deutschen Marine. Dem Sieger steht das Meer offen, und er kann jedes verlorne Handelsschiff zum Schluß mit in seine Rechnung aufnehmen. Der Weg von Wilhelmshaven bis Kiautschou kann unter Umständen lang und schwierig sein, aber nie so lang und nie so schwer, wie der, den wir von Tilsit bis Versailles gegangen sind.

H. J.



## Judentum und Christentum im Römischen Reiche



in Talmudgelehrter, Rabbiner Dr. Ziegler, hat sich durch seine sehr mühsame Arbeit seine Glaubensgenossen, uns Christen und die Geschichtsforscher gleich sehr verpflichtet. Jedermann weiß aus dem Neuen Testament, daß Jesus seine Lehre mit Gleichnissen zu beleuchten oder wohl auch darein zu verhüllen pflegte, die er der Natur, dem gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und häuslichen Leben, jedenfalls aber immer der seinen Zuhörern vertrauten Umgebung und wohl auch Gegenständen entnahm, die man am Orte der Lehrversammlung vor Augen hatte, indem er am See von Fischen und Perlen, auf der Flur von Blumen und Vögeln, vom Säen und Pflanzen sprach. Das war nun die bei den Rabbinen allgemein übliche Lehrweise, und zwar haben sie in der Zeit von Augustus bis Konstantin mit ihrer Haggada, wie die talmudische Schriftklärung genannt wird, gewöhnlich an den König angeknüpft, womit manchmal auch nur ein reicher Privatmann gemeint war. Auch Jesus veranschaulicht ja das Walten Gottes in seinem Reich öfter an dem eines Königs oder eines Hausvaters, unter dem wir uns einen mit einer Schar von Sklaven wirtschaftenden Dikenherrn zu denken haben. Nun zeigt der Verfasser an 165 solchen Königsgleichnissen,<sup>\*)</sup> die er im hebräischen Wortlaut als Anhang bei-

<sup>\*)</sup> Die Königsgleichnisse des Midrasch beleuchtet durch die römische Kaiserzeit. Von Dr. Ignaz Ziegler, Rabbiner in Karlsbad. Breslau, S. Schottländer, 1903. (Midrasch ist die rabbinische Schriftforschung und Schriftklärung.) — Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten von Adolf Harnack. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1902.

fügt, und deren Übersetzung er dem Text einfließt, daß sie nur aus den politischen, wirtschaftlichen, Verfassungs- und Verwaltungszuständen und den häuslichen Gewohnheiten des damaligen römischen Reichs verstanden werden können, zugleich aber diese gewissermaßen vor unsern Augen lebendig machen und somit in nicht geringem Grade das Verständnis der Geschichtschreiber und Sittenschilderer der Zeit fördern. In elf Abschnitten werden mit Hilfe der Königsgleichnisse die Amtszeichen und Ehrungen der Kaiser, die prokonsularische Gewalt und das Heer, die Jurisdiktion der Kaiser, die Beamten, die Freunde des Kaisers, die Freigelassenen und Sklaven, der Bau- und Gartenluxus der Kaiser, das Panem et Circenses, der Staatsbesitz und der kaiserliche Familienbesitz, die Augusta, die Söhne und Töchter des Kaisers abgehandelt. Nur aus dem Abschnitt über die Freunde mögen einige von den vielen Untertiteln genannt werden: Notwendigkeit, Entstehung und Entwicklung des Instituts der Freunde; die Freunde als Ratgeber; die Freunde erhalten die höchsten Beamtenstellen; Freigelassene als Freunde; die Kaiser beschenken ihre Freunde; Rückforderung der Geschenke; die Kaiser speisen bei ihren Freunden; Benehmen der Kaiser beim Mahle; die Kaiser verheiraten ihre Kinder mit Kindern der Freunde; Freunde als Reisebegleiter; Einfluß der Freunde auf die Reichsverwaltung usw.

So wird denn Friedländer für eine Neubearbeitung seiner römischen Sittengeschichte auch die rabbinische Literatur benutzen können. Uns ist das Buch aus einem andern Grunde willkommen. Indem es uns eine Menge rabbinische Gleichnisse durch die Übersetzung zugänglich macht, setzt es uns in den Stand, die Lehrweise der Rabbiner mit der des Heilands zu vergleichen. Ziegler schreibt richtig (einige ansehbare Sätze übergehn wir): „Wenn Jesu Gleichnisse Ähnlichkeiten aufweisen mit Gleichnissen und Aussprüchen, die im Talmud und Midrasch vorkommen, so ist das wohl auf die Tatsache zurückzuführen, daß gewisse Gedanken [vielmehr sprichwörtliche und bildliche Redensarten] Gemeingut des ganzen Volks geworden sind, und wie wir heute von geflügelten Worten sprechen, so wird es in Judäa geflügelte Gleichnisse gegeben haben, die allgemein verbreitet und viel gebraucht waren.“ Vor etwa fünfzig Jahren hat der gelehrte Kardinal Wiseman einen Essay über die Gleichnisse des Herrn geschrieben, der das ausführlich zeigt. So ist das Gleichnis vom Splitter und Balken den Rabbinen geläufig gewesen. Rabbi Tarphon spricht: „Ich würde mich wundern, wenn in dieser Zeit noch jemand einen Verweis annähme, denn sagt einer zum andern: Ziehe den Splitter aus deinem Auge, so wird der andre antworten: Ziehe den Balken aus deinem eignen.“ Jesus hat die volkstümliche Redensart in einer Absicht angewandt, die der jenes Rabbi gerade entgegengesetzt war. Die Redensart vom Kamel und vom Nadelöhr wurde im ganzen Orient gebraucht, um eine Behauptung als unmöglich zurückzuweisen, nur daß östlich vom Euphrat statt des Kamels der Elefant genannt wurde. In einer talmudischen Abhandlung wird einem Menschen, der an Wunder glaubt, geantwortet: Du bist wohl aus der Stadt Pumbeditha, wo sie einen Elefanten durch ein Nadelöhr gehn lassen? Ähnlich spricht man in Indien. (Neuere Orientreisende haben gefunden, daß an manchen Orten

das neben dem Haupttor angebrachte kleine Tor für die Fußgänger das Nadelöhr genannt wird. Hat man diese Bezeichnung der alten Redensart entnommen, oder ist sie älter als diese, und liegt sie ihr zu Grunde? Beides ist denkbar.) Die Anwendung, die Jesus davon macht, wäre sicherlich keinem Rabbinen eingefallen; die Reichen vom Himmelreich ausschließen, das ist zwar der Lehre der Propheten angemessen, aber kein jüdischer Gedanke. Jesus mildert ihn bekanntlich durch den Zusatz, was nach menschlicher Schätzungsweise unmöglich sei, das könne Gott immer noch möglich machen. Also die Lehrweise Jesu war durchaus rabbinisch; schon Hieronymus bemerkt, die Syrer und namentlich die Palästinenjer pflegten jeden Vortrag mit Gleichnissen zu schmücken. Um aber die Leser selbst beurteilen zu lassen, wie groß der Unterschied ist zwischen den rabbinischen Gleichnissen und den Parabeln des Neuen Testaments, schreiben wir aus Ziegler's Buche eine Anzahl ab.

„Eine Provinz war dem König mit der Steuer rückständig, und da ging der König, sie selber einheben. So in der Entfernung von zehn Meilen zogen ihm die Großen der Provinz entgegen und rühmten ihn, und er erließ ihnen ein Drittel ihrer Steuer; in einer Entfernung von fünf Meilen kamen ihm die Mittelklassen entgegen und rühmten ihn, und er erließ ihnen ein weiteres Drittel der Steuer; als er in die Provinz einzog, kamen ihm alle Bewohner: Männer, Frauen und Kinder entgegen und rühmten ihn, worauf er ihnen alles erließ. Dann sprach der König: Was vorüber ist, ist vorüber, von jetzt ab beginnen wir mit der Rechnung [der Sinn ist wohl: wir rechnen nur die Steuern, die von jetzt ab fällig werden]. So auch hier. Am Vorabende des Neujahrstages fasteten sich die Vornehmen, und Gott erläßt ihnen ein Drittel ihrer Sünden; vom Neujahrstage bis zum Versöhnungsfeste fasten die einzelnen, und Gott erläßt ihnen ein weiteres Drittel ihrer Sünden; am Versöhnungstage fasten alle, und Gott sagt zu Israel: Was vorüber ist, ist vorüber; von jetzt ab beginnen wir mit der Rechnung. — Ein König sprach zu seinen Dienern: Gehet und verkündet in meinem ganzen Reiche, daß ich jetzt in Geldangelegenheiten zu Gericht sitze. Wer einen Prozeß mit seinem Nächsten hat, komme vor mich, und ich richte ihn mit Milde, solange ich nicht in Kriminalangelegenheiten zu Gericht sitze. So sprach auch der Heilige, gelobt sei er, zu Israel: Meine Kinder, wisset, daß ich die Welt an folgenden vier Terminen richte: am Überschreitungsfeſt über die Feldfrüchte, am Wochenfeſt über die Baumfrüchte, am Neujahrstage ziehn alle Menschenkinder an mir vorüber, am Hüttenfeſte werden sie gerichtet in Beziehung auf das Waſſer. An drei Terminen urteile ich über Zivilſachen, aber am Neujahrstage iſt die Sitzung für Kriminalangelegenheiten. — Eine ſchwangere Frau war im Gefängnis eingesperrt und gebar dort einen Sohn. Das Kind wuchs heran. Eines Tags ging der König an dem Gefängnis vorüber; da fing das Kind an zu ſchreien: Mein Herr und König, warum bin ich im Gefängnis eingeschlossen? Da erwiderte der König: Wegen der Sünde deiner Mutter. So sprach auch Moſes: Herr der Welt, ſechsunddreißig Todſünden gibt es. Wenn der Menſch eine begeht, iſt er des Todes ſchuldig. Wenn ich nun nicht eine davon begangen habe, warum verhängſt du den Tod über mich? Da erwiderte er

ihm, wegen der Sünde des ersten Menschen. — Der Sohn eines Königs wurde gefangen genommen. Da ging der Vater, rettete ihn von den Räubern und tötete sie. Und der Sohn sprach zu seinem Vater: Das und das taten sie mir, so und so schlugen sie mich und ließen mich Sklavendienste verrichten. Selbst nachdem er sie getötet hatte, war er nicht getröstet, sondern rief: So und so taten sie meinem Sohne! So haben die Ägypter gehandelt. Sie ließen Israel Sklavendienste verrichten. Da brachte der Heilige, gelobt sei er, zehn Plagen über sie und befreite seine Söhne. Dennoch sprach er: Ich bin nicht getröstet, bis ich alle werde getötet haben.“

Eine andre Gruppe! „Ein König hatte einen Freigelassenen, dem er die Herrschaft über alles gab, was er besaß. Da ging der Freigelassene und ließ den Leuten auf Bürgerschaft. Dem einen ließ er fünfzig Goldstücke, dem zweiten hundert, dem dritten zweihundert. Die Schuldner flüchteten. Nach einiger Zeit erfuhr es der König, und es mißfiel ihm; er sprach: Habe ich dich über das Meinige gesetzt, um es zu verlieren? Da sprach der Freigelassene: Ich habe Bürgen: der eine zahlt fünfzig, der andre hundert, du sollst das Deinige nicht verlieren. So sprach auch Moses zu dem Heiligen — gelobt sei er: Was zürnst du? Nicht wegen der Thora? Unter meiner Bürgerschaft steht sie, denn ich und meine Genossen werden sie halten. — Ein König hatte einen armen Freund. Da sprach der König: Mir liegt es ob, dich zu bereichern. Und er gab ihm Geld, daß er damit Geschäfte mache. Nach einiger Zeit kam dieser in den Palast. Da rief man: Wie kommt der dazu, hier einzutreten? Der König erwiderte ihnen: Weil er mein treuer Freund ist. Da antworteten sie ihm: Sage ihm doch, daß er dir dein Geld zurückerstatte. Da sprach zu ihm der König: Gib mir zurück, was ich dir gegeben habe. Er säumte nicht, und die Palastleute schämten sich. Da schwor der König, ihm noch mehr Reichthum zu geben. Der Heilige, gelobt sei er, sprach zu den Engeln des Dienstes: Hätte ich auf euch gehorcht, als ihr mir sagtet: Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkst? wo wäre da Abraham, der mich verherrlicht in meiner Welt? — Woher entnehmen wir, daß die Kinder Israels niemals die Hölle sehen werden? Wem gleicht die Sache? Einem Menschenkönige, der ein steiniges Feld hat. Es kamen Leute und pachteten es um zehn Maß Weizen des Jahres. Sie düngten, hackten, bewässerten es, dennoch ernteten sie nur ein Maß im Jahre. Da sprach der König zu ihnen: Was ist das? Sie erwiderten: O König, unser Herr, du kennst ja das Feld, das du uns übergeben hast, daß es dir früher gar nichts gebracht hat; nun wir es bearbeitet haben, gewinnen wir davon nicht mehr als ein Maß Weizen. So wird Israel sprechen: Herr der Welt, du kennst den bösen Trieb, der uns betört.“ — In der Leichenrede auf einen Rabbi wird gesagt: „Wem glich Rabbi Bun? Einem Könige, der viele Tagelöhner gedungen hatte, unter denen er einen fand, der außerordentlich tüchtig war. Was tat der König? Er nahm ihn und lustwandelte mit ihm kreuz und quer. Als es Abend wurde, kamen die Arbeiter, sich ihren Lohn holen, und er gab auch jenem den vollen Lohn. Da murrten die andern und sprachen: Wir haben uns den ganzen Tag geplagt, dieser aber plagte sich nur zwei Stunden, und er bekommt den vollen Lohn.

Da sprach der König: Dieser mühte sich in zwei Stunden mehr ab, als ihr den ganzen Tag lang. So hat Rabbi Bun in 28 Jahren in der Thora mehr gearbeitet, als ein anderer in 100 Jahren fertig brächte. — Was ist der Unterschied zwischen Liebe und Furcht? Wem gleicht die Sache? Einem König, der zwei Sklaven hatte. Der eine liebte den König und fürchtete sich vor ihm, der andre fürchtete sich vor ihm, liebte ihn aber nicht. Einst reiste der König in eine Gegend des Meeres [die stehende Bezeichnung für eine weit entlegene Gegend]. Der den König liebte, pflegte Zier- und Obstgärten und alle Arten Edelfrüchte, der aber bloß Furcht hatte, setzte sich hin und tat nichts. Als der König zurückkehrte, sah er Zier- und Obstgärten und alle Arten edler Früchte geordnet vor sich, und als der ihn Liebende eintrat, war sein Bewußtsein befriedigt durch die Freude des Königs. Was dagegen den anlangt, der den König nur fürchtete aber nicht liebte, so sah er beim Eintritt [in den Königspalast?] allerhand Schwerter geordnet und erschrak über den Zorn des Königs.“

Noch zwei Gastmahlgleichnisse! „Ein König veranstaltete ein Gastmahl und lud dazu die Gäste ein. Es war vier Uhr am Tage, sie kamen nicht, es war fünf Uhr, sechs Uhr, sie kamen nicht. Am Abend kamen sie endlich langsam einhergewackelt. Er sprach zu ihnen: Ich bin euch zu großem Danke verpflichtet, denn wäret ihr nicht gekommen, so hätte ich die ganze Mahlzeit den Hunden vorgeworfen. So sprach auch der Heilige, gelobt sei er, zu den Frommen: Ich bin euch zu viel Gutem verpflichtet; denn eurentwegen habe ich die Welt erschaffen, und wäret ihr nicht, wem hätte ich alles Gute gegeben?“ Um den Spruch: Jederzeit seien weiß deine Kleider, und Öl fehle nie auf deinem Haupte, zu erklären, erzählt ein Lehrer von einem König, „der ein Gastmahl veranstaltet und Gäste einladet. Er sprach zu ihnen: Gehet, wascht und säubert euch, untersucht und wascht eure Kleider und bereitet euch zum Mahle vor. Er bestimmte ihnen jedoch keine Zeit, wann sie kommen sollten. Die Klugen gingen auf und ab am Eingange des Palatiums. Die Dummen aber trafen keine Vorsorge. Sie dachten: Wir werden schon wahrnehmen das Mahl des Königs; es gibt kein Mahl ohne Mühe, und ohne daß man einander Nachricht gäbe. Und der Kalkanstreicher ging zu seinem Kalle, der Töpfer zu seinem Lehme, der Schmied zu seiner Schmiede, der Wäscher in sein Waschhaus. Plötzlich verkündigte der König, daß alles zum Mahle komme. Man trieb sie an. Jene kamen in ihrer Herrlichkeit, diese in ihrem Schmutze. Da freute sich der König mit den Klugen, den Dummen aber zürnte er, weil sie seinen Befehl nicht beachtet hatten und seinen Palast beschmutzten. Sollten sie unbestraft davonkommen? Nein! Der König sprach: Jene sollen sitzen, essen und trinken, diese sollen stehen, Stockschläge bekommen, zusehen und sich kränken.“

Die Leser kennen die sämtlichen Gleichnisse Jesu, an die diese jüdischen Parabeln anklängen. Sie wissen, daß die Gleichnisse Jesu dem Kinde und dem Volke gefallen, daß sie aber auch der gebildete Mann immer wieder gern liest und hört, weil ihm die Form bezaubert,\*) und weil ihm wachsende Er-

\*) Die protestantischen Bibelbearbeiter wenden freilich allen erdenklichen Fleiß darauf, zu verhindern, daß diese wahrhaft und im höchsten Sinne klassische Form wirksam werde. Man

fahrung immer neue Seiten ihres unerschöpflichen Inhalts enthüllt. Und nun mögen sie entscheiden, ob unter den mitgeteilten rabbinischen Gleichnissen eins ist, das sich dazu eignen würde, Jahr um Jahr auf der Kanzel verlesen und der Erbauung einer vernünftigen Gemeinde zu Grunde gelegt zu werden! Nur eins haben wir gefunden unter den hundertfünfundsechzig, das zu solchem Dienste allenfalls tauglich und solcher Ehre würdig wäre. „Ein König hatte einen armen Freund, der ein Gastmahl veranstaltete und seine Söhne dazu einlud. Da kam der König aus freien Stücken, stellte sich in die Mitte des Hauses und sprach zu dem Armen: Alle deine Kinder hast du eingeladen, mich aber hast du nicht eingeladen, bin ich denn nicht dein Freund? Er erwiderte: Ich bitte dich, ich bin arm, habe es nicht deiner Würde entsprechend veranstaltet und schämte mich, dich einzuladen. Da sprach zu ihm der König: Bei deinem Leben, schäme dich nicht; viel lieber ist mir dein Mahl als das, das man mir in meinem Palaste herrichtet.“ Abgesehen davon, daß die Form die Schönheit der von Manier, Papierstil und geschmacklosen Wendungen völlig freien neutestamentlichen Gleichnisse noch nicht ganz erreicht, hätte diese anmutige Erzählung der Geschichte vom Scherflein der Witwe als Ergänzung beigelegt werden können. Von ihrem Autor aber ist sie zuletzt noch durch die angehängte abgeschmackte Nuzanwendung verdorben worden: Jakob habe, als er sein Testament machen wollte, nur seine Söhne, aber nicht Gott eingeladen. Die bei weitem meisten der von Ziegler übersetzten Parabeln haben gar keine Berührung mit dem Gedankenkreise und mit den Bildern des Neuen Testaments. Wir geben von dieser Mehrzahl nur drei zur Probe. „Ein König verlobte seine Tochter und veranstaltete ihr ein großes Verlobungsfest. Da hastete an ihnen [so!] der böse Blick. Als der König später seine Tochter verheiraten wollte, was tat er? [Diese Art Frage ist eine Manier der rabbinischen Parabeln.] Er gab ihr eine Gemme. Er sprach zu ihr: Diese

empfindet Pein, wenn man in dem (herrlichen, hätten wir beinahe gesagt, aber jedes schmückende Beiwort wäre in unsrer mit „göttlich“ und „reizvoll“ um sich werfenden Zeit an dieser Stelle eine Verunehrung) Gleichnisse vom barmherzigen Samariter liest: „Lukas 10 V. 32. Desselbigen gleichen auch ein Levit, da er kam bei die Stätte, und sahe ihn, ging er vorüber; V. 35. Des andern Tages reisete er und zog heraus zween Groschen, und gab sie dem Wirt und sprach zu ihm: Pflege sein, und so du was mehr wirst dartzun, will ich dir bezahlen, wenn ich wiederkomme.“ Können die Herren nicht mit dem katholischen Allio! in vernünftigem Deutsch schreiben: „Desgleichen ein Levit; er kam an den Ort, sah ihn und ging vorüber . . . Des andern Tags zog er zwei Denare heraus, gab sie dem Wirte und sprach: Trage Sorge für ihn, und was du noch darüber aufwendest, will ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme.“ Dem griechischen Text schmiegt sich diese gut deutsche Übersetzung ganz genau an. Noch dazu sind die zwei Groschen Unsinn; die würde der Wirt dem Samariter ins Gesicht geworfen haben. Der Denar war ungefähr ein Frank und der damalige Tagelohn. Da der Samariter ohne Zweifel am andern Tage zurückzukommen gedachte — denn in Jerusalem hielt sich ein in Geschäften reisender Samariter nicht länger auf, als unbedingt nötig war —, so entspricht ein Vorschuß von zwei Denaren den einfachen orientalischen Verhältnissen. Höchst unpassend ist auch, daß immer noch in dem Gleichnisse von den Talenten (bei Lukas Minen) die Übersetzung: Zentner und Pfund statt Talent beibehalten wird. Nur die zweite wäre allenfalls in England und in der Türkei zulässig, wo das Pfund noch als Rechnungsmünze bekannt ist. Noch dazu hat von der Fassung bei Matthäus das Wort Talent in den Sprachen aller christlichen Völker die Bedeutung Naturanlage bekommen, die Jesus doch hauptsächlich meinte.

Gemme sei an dir, damit nicht mehr der böse Blick an dir hafte. So machte auch der Heilige, gelobt sei er, als er auf den Sinai gekommen war, den Israeliten die Lehre zu geben, eine große Feierlichkeit für sie, das war die Verlobung. Da kam der böse Blick, und die Tafeln zerbrachen. Was tat er? Wie sie daher kamen und das Zelt vollendeten, gab ihnen der Heilige, gelobt sei er, vorher den Segen, damit der böse Blick über sie nicht komme. — Ein König verheiratete seine Tochter. Da sprach einer von den Großen des Königs: Es würde sich ziemen, die Königstochter aus der Sänfte emporzuheben und auf einen Elefanten zu setzen. Ein anderer meinte: Der Elefant sei ja hoch, habe aber keine Bornehmheit und keine Anmut; es zieme sich, sie auf das Roß zu setzen und ihre Schönheit inmitten aller Großen zu zeigen. Ein anderer wieder entgegnete: Der Elefant ist zwar groß, das Roß schön, doch haben sie keinen Mund zu sprechen, keine Hände zu klatschen, keine Füße zu tanzen; man müßte sie auf Schultern setzen, ihre Schönheit zu zeigen. So gab der Heilige, gelobt sei er, die Thora nicht im Monat Nisan und nicht im Tjar, weil der Stern des Nisan das Schaf, der des Tjar der Ochs ist; es ist nicht anmutig, wenn die rühmen und preisen. Darum gab Gott die Thora im Siwan, weil der Stern des Siwan das Zwillingsspaar ist, und das ist ein Mensch, und der Mensch hat einen Mund zum Sprechen, Hände zum Beifallklatschen und Füße zum Tanzen.“ Als drittes wählen wir eine Probe rabbinischen Humors. „Ein König sprach zu seinem Sklaven: Gehe, bringe mir einen Fisch vom Markte. Er ging und brachte ihm einen stinkenden Fisch. Da sprach er zu ihm: Ich befehle: entweder ißt du den Fisch, oder du bekommst hundert Stockschläge, oder du gibst mir hundert Goldstücke. Er sprach: Wohlan, ich esse ihn. Er begann zu essen, konnte jedoch nicht vollenden, sodaß er sprach: Ich will Stockschläge. Er bekam sechzig, konnte es jedoch nicht mehr aushalten, sodaß er rief: Ich gebe hundert Goldstücke! Er hat also den Fisch gegessen, Schläge bekommen und hundert Goldstücke gezahlt. So geschah es auch den Ägyptern: sie wurden geschlagen, ließen die Israeliten frei, und ihr Geld wurde ihnen weggenommen.“

Ziegler stellt mit Recht den Vorträgen der griechischen Philosophen, die unwirksam blieben, weil sie teils schwer verständlich teils leeres Geschwätz waren, diese höchst volkstümliche, an die Begebenheiten des täglichen Lebens anknüpfende und alle Verrichtungen regelnde Rabbinenlehre als höchst wirksam gegenüber und schreibt ihr das Verdienst zu, inmitten des Ansturms von griechischen, orientalischen und christlichen Verführern und Befehlern dem Judentum zu seiner splendid isolation verholfen zu haben. (Nebenbei bemerkt: die nichtzionistischen Juden finden heute diese Absonderung gar nicht glanz- und ruhmvoll.) Aber daß sie eben ihrer Absonderlichkeit wegen das Gegenteil von der Lehre einer Weltkirche war und keine Bekehrungskraft haben konnte, liegt klar zutage. Vor Christus konnten die Juden eine großartige Missions-tätigkeit entfalten — mit dem Bibelwort — und durch die Gründung von Proselytengemeinden, die über das ganze Römische Reich zerstreut waren, den Aposteln den Boden bereiten. Die rabbinische Verballhornung des Alten Testaments dagegen konnte auf Nichtjuden keine Anziehungskraft ausüben. Die

vorgelegten Proben werden hinreichen, Wisemans Urteil zu rechtfertigen. „Die Lehrweise der jüdischen Gesetzausleger war frivol, trivial und kindisch und enthielt die kleinlichsten Unterscheidungen und Streitigkeiten in Beziehung auf das Gesetz, das Zeremonienwesen und die Sittenlehre. [Daß die katholischen Kasuisten in diese talmudische Kleinkrämerei zurückgefallen sind, erwähnt der Kardinal natürlich nicht.] Wir erinnern uns keines einzigen Beispiels, wo wichtige Grundsätze gut erläutert würden, wo das ganze Gesetz oder eine einzelne Vorschrift von einem erhabnen Standpunkt aus geistreich und organisch behandelt würde. Diese Lehrweise kann nicht treffender charakterisiert werden als mit den Worten des Herrn, daß sie Krauseminze und Kümmel verzehnten, dagegen die Hauptsache, Gerechtigkeit, Nächstenliebe und Treue beiseite setzen, daß sie Mücken seihen und Kamele verschlucken.“ (Auch diesen Vorwurf verdienen die hierarchisch gesinnten und die bigotten unter den katholischen Theologen.)

Sehr gut legt Wiseman dar, daß sich Jesus, weil er zu palästinensischen Juden sprach, der parabolischen Lehrweise bedienen mußte, deren meisterhafte Handhabung ihm sofort solches Ansehen verlieh, daß ihm das Volk und die Schriftgelehrten ohne weiteres den Ehrennamen Rabbi bewilligten, den ihm keine Behörde verliehen hatte. Aber während er ganz so wie die Rabbiner sprach, klang doch zugleich sein Wort ganz anders: „Das Volk verwunderte sich, denn er lehrte wie einer, der Macht hat, und nicht wie die Schriftgelehrten und Pharisäer.“ Die Apostel dann, die vor einem andern Publikum und unter ganz andern Umständen lehrten, bedienten sich nicht dieser Rede-weise. Sie verkündeten nur, wie auch Harnack wiederholt hervorhebt, daß der Sohn Gottes als der von den Propheten verheißene Messias gekommen sei, die Menschen den einen wahren Gott kennen zu lehren, und daß er wieder kommen werde, die Welt zu richten und die Gläubigen selig zu machen. „Die Wirkung zusammenhängender Predigten, schreibt Harnack, darf nicht überschätzt werden: eine erschütternde, das Herz bewegende Einzelheit ist zu allen Zeiten ein stärkerer Hebel gewesen als eine lange Predigt. Die Apostelgeschichte berichtet uns von der Bekehrung vieler auf einmal gleichsam im Sturme; das wird nicht unhistorisch sein. Paulus ist ohne einen Missionar bekehrt worden durch eine Vision. Der Rämmerer aus dem Mohrenland ist durch Jesajas 53 zum Glauben an Jesus gebracht worden. Wie vielen mag dieses Kapitel die Brücke geworden sein! Thekla, die Heidin, ist [nach den in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts verfaßten apokryphen Acta Pauli et Theclae] durch das Wort von der Jungfräulichkeit und dem Gebet gewonnen worden. Eine kurze, inhaltreiche Missionspredigt eines gebildeten Christen ist in den Akten des Apollonius enthalten. (Der Richter hatte ihn aufgefordert, die christliche Lehre kurz vorzutragen.) „Dieser unser Heiland Jesus Christus hat, Mensch geworden, in Judäa, in allem gerecht und voll göttlicher Weisheit, uns menschenfreundlich gelehrt, wer der Gott des Alls ist, und welches das Ziel der Tugend: nämlich die Einordnung der Menschenseelen in eine erhabne Gemeinschaft; durch sein Leiden hat er die Antriebe zur Sünde zur Ruhe gebracht.“ Nun folgt der ganze Tugendkatalog. Hier findet sich auch die

schuldige Ehrerbietung gegenüber dem Kaiser, der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an die Vergeltung; dies alles habe Jesus in vielen Vorträgen gelehrt. Dann wurde er, wie die Gerechten und die Philosophen vor ihm, von den Ungebildeten verfolgt und getötet. Apollonius erinnert an den Tod des Sokrates und an das Wort vom gekreuzigten Gerechten in Platons Republik.

Jesu Parabeln wurden erst durch die Evangelien bekannt, die vor der Mitte des zweiten Jahrhunderts nicht allgemein verbreitet waren. Für die Zuhörer des Lebenden waren sie gar nicht bestimmt gewesen. So großes Entzücken sie erregen mochten — verstanden werden konnten sie nicht oder nur zum kleinsten Teil, wie Jesus ja selbst oft sagte — denn sie waren Prophetien. Erst nach dem Ablauf von neunzehn Jahrhunderten vermögen wir zu ermessen, in welchem Grade Jesus selbst der barmherzige Samariter ist, der geleistet hat und fort und fort noch leistet, was weder das jüdische Levitentum noch die heidnischen Priestertümer zu leisten vermocht haben, indem die von ihm erweckte Liebestätigkeit mit dem Wandel der Zeiten immer neue Gestalten annimmt, die seelischen und die leiblichen Wunden des immer wieder unter die Räuber geratenden Menschen zu heilen. Erst heute vermögen wir die Gleichnisse, die von der Verwerfung der Juden und der Erwählung der Heiden, von der Ausbreitung und Wirkungsweise des Reiches Gottes handeln, in ihrer vollen Bedeutung zu verstehen. Auf eine der merkwürdigsten, vielleicht die allermerkwürdigste und für die Göttlichkeit Jesu beweiskräftigste Prophezeiung macht Wiseman aufmerksam. Alle Sektenstifter, Schwarmgeister, religiösen und politischen Weltverbesserer verheißen einen Himmel auf Erden, worin es kein Leiden, keine Sünden und Verbrechen, keine Unvollkommenheiten mehr geben wird. Jesus allein sagt ausdrücklich voraus, daß es in seinem Reiche bis ans Ende der Zeiten immerdar Unkraut unter dem Weizen und faule Fische geben werde. Als die Evangelien bekannt wurden, hatten diese Prophetien angefangen, sich zu erfüllen, und es begann also auch das Verständnis. Da mag denn die Schönheit der Parabeln auch der Missionstätigkeit und der Erbauung der Gemeinden zu gute gekommen sein. Bei Harnack finden wir zwei Zeugnisse, die das andeuten. Der große Arzt Galenus (geboren 131 n. Chr.) schreibt: „Zusammenhängenden langen Lehrvorträgen vermögen die meisten Menschen nicht zu folgen, daher sind Gleichnisse notwendig. Wie wir denn in unsrer Zeit jene Menschen, die Christen genannt werden, ihren Glauben auf Parabeln stützen sehen.“ Und Origenes meint, derselbe Nahrungstoff könne auf zweierlei Weise zubereitet werden: so, daß die Speise einem verwöhnten Gaumen, und so, daß sie dem derben Geschmack des gemeinen Mannes zusage. Da nun die Zahl der Armen groß und die der verfeinerten Vornehmen klein sei, so müsse der Volkslehrer, der dem allgemeinen Wohl dienen wolle, die gröbere Zubereitung wählen. Allerdings erwähnt er die Parabeln nicht, aber da sie zu einer volkstümlichen Vortragungsweise gehören, wird er sie mit im Sinne gehabt haben; wobei freilich zu beachten ist, daß die Parabeln Jesu unbeschadet ihrer Volkstümlichkeit und Kindlichkeit auch dem verwöhntesten Gaumen noch munden, darum eigentlich nicht unter die derben und groben Speisen gerechnet werden können. An einer andern Stelle schreibt Harnack selbst: „Professoren wie Liba-

nus oder wie seine Kollegen an der Hochschule zu Athen sind freilich unsterblich, und sie können sich, wesentlich unverändert, in allen Jahrhunderten erhalten; aber Völker leben nicht von der Kost der Rhetoren und Philosophen.“

(Schluß folgt)



## Dom Hohenstaufen zum Hohenzollern

Eine Fußwanderung



enn im Sommer so manchen Deutschen die alte frohe Wanderlust in ferne Länder treibt, so scheint es wohl am Plage, daran zu erinnern, wie viel Schönes sich doch auch in unserm deutschen Vaterlande findet. Von den vielen, die alljährlich zwischen Schwarzwald und Vogesen das Rheintal aufwärts ziehn, hat es ja wohl manchen gereizt, in deren Wälder und Berge einen Blick zu tun; aber weiter nach Osten, in die an den Schwarzwald grenzende Schwäbische Alb dringt der Reifestrom nur wenig. Sehr zu Unrecht; denn tatsächlich bietet die Schwäbische Alb, das Herz Schwabens, auch für ein kritisches Auge so große, eigentümliche Schönheiten und so mannigfaltige Anregungen, daß es wohl angezeigt erscheint, ihr Lob auch weitem Reisen zu verkünden.

Wer nur für einen kurzen Besuch Zeit übrig hat, findet dazu schon durch die Benutzung der Bahnlinie Stuttgart-Tübingen-Singen Gelegenheit, denn er kommt dadurch den wichtigsten Punkten nahe; viel lohnender ist natürlich der Fußmarsch, auf dem man Land und Leute ganz anders kennen lernt, und der durch die immer leicht erreichbare Eisenbahn nach Belieben abgekürzt werden kann. Als Ausgangspunkt wählt man am besten Stuttgart, und niemand wird es bereuen, dort von der Ahlandshöhe einen Blick auf die so anmutig im weiten Talkessel liegende württembergische Residenz zu werfen, die sich mit hell leuchtenden Willen die grünen Rebhügel hinaufreckt, sowie den prächtigen Schloßplatz und den Schloßgarten zu bewundern, die sowohl in der Großartigkeit wie in der Schönheit der Anlage ihresgleichen in Deutschland suchen. Von da empfiehlt sich folgender Reiseweg: über Gmünd im Remstal auf den Hohenstaufen und die Deck ins Lenninger Tal; dann auf den Hohenneuffen, über Urach nach Reutlingen mit einem Abstecher auf die Achalm und Schloß Lichtenstein; dann nach der alten Mäusenstadt Tübingen mit dem Kloster Bebenhausen, auf den Hohenzollern, die Schalksburg und die Vothen; endlich über Sigmaringen und Kloster Beuron nach Singen, wo eine Besteigung des Hohentwiel den schönen Abschluß der Reise macht. Diese Orte bezeichnen zugleich die Punkte, die am sehenswertesten sind, und die am besten einen Einblick in die Art der Landschaft gewähren.

Die Schwäbische Alb, deren Hauptmasse zwischen Neckar und Donau liegt, ist abweichend von den meisten deutschen Gebirgen ein zusammenhängender Gebirgsstock, der eine sich von Südwesten nach Nordosten hinziehende 180 Kilometer lange und 20 bis 40 Kilometer breite Hochebene bildet. Im Norden